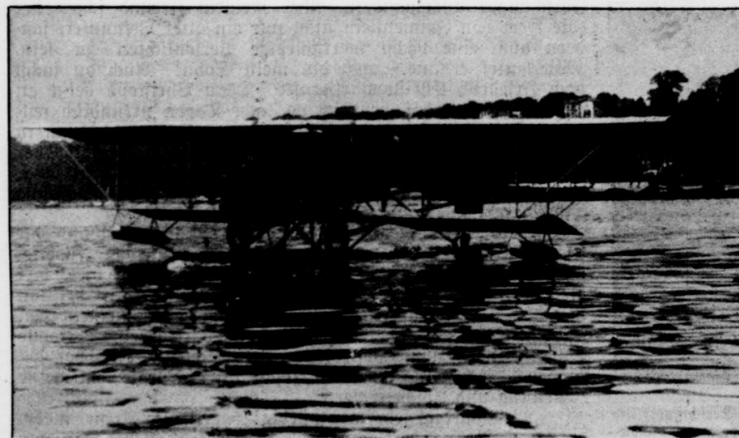




Ankunft des Ingenieurs Dahm in Hamburg.
Vom Fernflug Friedrichshafen-Hamburg. Ingenieur Dahm fliegt mit einem Wasserflugzeug, einem Doppeldecker der Flugzeugbau-Gesellschaft, in Friedrichshafen am Bodensee auf, um einen Flug von den Alpen bis zur Nordsee durchzuführen. Der Pilot passierte mit seinem Apparat Basel, Mainz, Köln, Emden, Surhaven und ging glücklich in Hamburg nieder. Die Flugstrecke, die Dahm zurücklegte, betrug 1020 Kilometer. Der Flieger ließ sich auf dem Wasser des Petroleumschiffes nieder, worauf sein Apparat mit eigener Kraft weiter in den Hamburger Hafen einlief. — (Phot. v. Zyglinstky.)



Spätherbst.
 Vom kahlen Baum
 Das Blatt nun fällt,
 Ein schwerer Traum
 Geht durch die Welt.
 Von Sterben, Vergehn,
 So bang und schwer,
 Träumen Tal und Höhen,
 Träumt das Nebelmeer.
 So träumt das Feld
 Und der tiefe See.
 Die ganze Welt —
 Voll Abschiedsweh. e. m. s.

0 0 0 0 Vermischtes. 0 0 0 0

Der Telegraph in den Tropen. In tropischen Gegenden sind die Telegraphenleitungen Gefahren ausgesetzt, die in den Ländern der gemäßigten Zone ganz unbekannt sind, und zwar ist es außer dem Klima die Tierwelt, die dort ganz besondere Vorsichtsmaßnahmen notwendig macht. Man hat schon eine ganze Reihe von Telegraphenfeinden unter den Tropentieren kennen gelernt. So machen die Termiten die Verwendung von hölzernen Telegraphenstangen unmöglich, und ebenso würden sie unterirdische Telegraphenabel zu zerstören wissen, wie sie schon mehrfach bewiesen haben. Unter den Säugtieren sind es namentlich die Elefanten, von denen es ohne weiteres begreiflich ist, daß sie eine Telegraphenleitung im ganzen zu zerstören fähig sind, und das Volk der Affen betrachtet Telegraphenleitungen als ein Spielzeug, das eigens für sie hergerichtet worden ist. Sogar Schlangen haben es angeblich zuweilen verstanden, den telegraphischen Betrieb zu stören. Jetzt hat sich in Südafrika noch ein neuer Telegraphenfeind bemerkbar gemacht, der bisher ganz unverdächtig gewesen ist, nämlich die Giraffe. An der Linie von Bulawo nach den Vitoriafällen des Sambesi wurde eine Störung festgestellt, und die genauere Untersuchung ergab, daß einige Tiere eines wilden Giraffenrudels sich mit dem Kopf in den Drähten gefangen und bei ihren Befreiungsversuchen drei der eisernen Telegraphenstangen niedergebrosen hatten.



Wo ist der Zwerg und der Rabe?

„Hochachtungsvoll“. Die Gedankenlosigkeit der jetzt noch üblichen Grußform wird durch folgenden hübschen Scherz illustriert: Der Buchhalter wendet sich an den Prinzipal mit der Frage, ob

er den Brief an R. N., bei dessen Konturs eine bedeutende Summe verloren ging, diesmal auch wieder „mit freundschaftlicher Begrüßung“ schließen solle. „Nein,“ lautet die Antwort, „schreiben Sie dem Lumpen kurzweg — „Hochachtungsvoll.“

Allelei Heiteres. — Rätsellehre.

Profess. Landbriefträger (der auf einem hochgelegenen Bauernhof für die Tochter, wie schon öfters in der letzten Zeit, einen Brief abgibt): „Jetzt heirat's aber amal! Meinst d', ich mag no' lang alle Woch'n da aufsteig'n?“
Desfalls. Freundin: „Reinlich sind wir furchtbar dös aufeinander ge'wesen; da habe ich mit meinem Mann drei Tage kein Wort gesprochen!“
„Und das hast du ausgehalten?“ — „Sa, ich war zum Glück gerade heiser.“
Das graue Haar. „Willi,“ sagt die Mutter ganz bekümmert, „jedesmal, wenn du unartig bist, bekomme ich ein graues Haar.“ — „Gimmel!“ rief Willi, „mußt du aber unartig gewesen sein! Sieh mal Großvater an!“
Vorbeugung. Hausfrau: „Was ist Ihr Fris, Meie?“ — „Kammerunteroffizier, gnädige Frau.“ — „Aber das sage ich Ihnen, in der Speisekammer hat er nichts zu suchen!“
Im Eifer. „Was ist denn das, Chauffeur? Das Automobil häßt schon seit Minuten so eigentümlich wellenförmig herum!“ — Chauffeur (näher hinsehend): „Alle Wetter, da sind wir ja in eine Schafherde hineingeraten.“
Enttäuschung. Brautgum: „Eines gefällt mir besonders an dir, Lieb': daß du immer so einfach gelleidet gehst!“ — Braut (seufzend): „Ach, ja, Vater ist so knauserig! Ich freue mich, wenn ich endlich mal verheiratet bin!“

Treppenrätsel.



Die Buchstaben AA, H, LL, P, RR, UU sind in die Felder obiger Figur so einzufügen, daß die sich entprechenden 4 senkrechten und wagrechten Reihen ergeben: 1. einen männlichen Vornamen, 2. einen Rheimeinfluß, 3. ein wildes Tier, 4. einen Laut.

G. Kald.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:
 des Silberrätsels: Elbe, Feld, Elberfeld; — des Aenderungsrätsels: Weil, Blei; — des Buchstabenkreuzes: Traube, Blüte.

Nachdruck unserer Originalartefit wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Gerlach in Stuttgart.
 Verlag von P. A. San h, Altna i. W.



Illustriertes Familienblatt.

M 43.

Wochenbeilage zum Altnaer Kreisblatt.

1913.

Gold in der Ehe.

Erzählung von A. Eitner.

(Fortsetzung.)

In der ersten Stunde ihrer Anwesenheit erkannte Helene, daß Emmy keine Augen hatte für ihres Mannes kleine Wünsche, daß sie als Frau noch selbstfüchtiger war, als während ihrer Mädchenzeit, und daß unter hundert Worten, die sie sprach, neunzig zum wenigsten unnütz waren und nur dazu dienten, zu kränken und zu verstimmen. Als Berg die Damen verlassen hatte, kam es auch zu keinem ungehörten Gespräch zwischen den beiden jungen Frauen, da sehr bald Besuch gemeldet wurde. Gegen sieben Uhr waren sie wieder allein. Da kam der Leutnant zurück. Er sah sehr verstimmt aus und fuhr wiederholt mit der Hand über die Stirn. Er warf sich auf einen Sessel und drehte heftig an seinem Schnurrbart. Helene beobachtete ihn unbemerkt. Was war aus dem freundlichen, frischen Leutnant geworden, dessen Gutmütigkeit in dem alten Regiment sprichwörtlich gewesen war, dessen Heiterkeit auf alle einen wohlthuenden Einfluß geübt hatte! Und die früher von Uebermut sprudelnde Emmy war eine mismutige junge Frau. Und das alles hatte sich während dreier Monate vollzogen.

„Kuno,“ begann jetzt Emmy, „zu der silbernen Hochzeit von Graf Gellings, die Ende September großartig gefeiert wird, muß ich entschieden ein neues Kleid haben.“ — Des Leutnants Augen öffneten sich weit. „Ein neues Kleid, Emmy? Vor vier Wochen hast du dir erst eins besorgt, obgleich du von deiner Ausstattung her wohl zehn Gesellschaftskleider hängen hast. Ich meine, eins davon wird wohl genügen.“

„Ich muß ein neues haben. Mein Brautkleid habe ich bereits zu zwei Dinern getragen, und du kannst nicht verlangen, daß ich hinter den anderen Damen an Eleganz zurückstehe. Ich dachte auch, du bekämst vom Papa genügend Geld, um diese Ausgabe für mich bestreiten zu können.“

Herr von Berg wollte heftig auffahren, zwang sich aber zur Ruhe und erwiderte: „Dann bitte Papa nur um einen Extrazuschuß und gib ihm den Grund an. Ich habe ihm versprochen, mit dem, was er uns gibt, auszukommen, aber auf diese Weise würde es zur Unmöglichkeit.“ Emmy fing an zu weinen. „Nie erfüllst du mir jetzt einen Wunsch, und als du noch Bräutigam warst, wußtest du gar nicht, was du mir antun solltest.“

„Jeden vernünftigen Wunsch will ich dir gern erfüllen, Emmy. Zeige doch Frau Oberförster mal deine Toilette, und...“

„Jeden vernünftigen Wunsch willst du erfüllen, Kuno! Dann geh' mit uns in das Konzert, das heut abend im Kasinogarten stattfindet.“

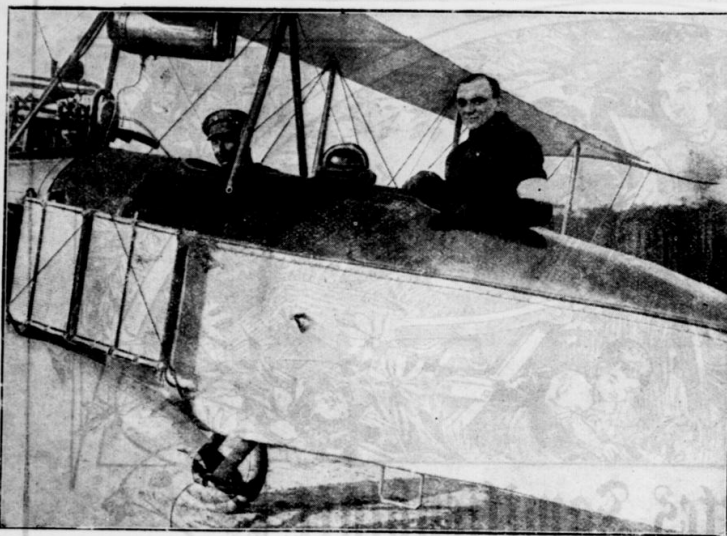
„Das kann ich leider nicht, aber die Damen können ruhig allein dorthin gehen.“

„Das kannst du wieder nicht, Kuno? Und warum?“ — „Major von Webski, der früher bei unserem Regiment stand, ist heut unerwartet hier eingetroffen.“

„Zu Ehren wird später eine Boule gebräut, und da kann sich keiner von uns ausschließen.“ — „Natürlich,“ sagte Emmy bitter, „die Kameraden gehen vor, und die Frau muß zurückstehen. Das erfahre ich ja Tag für Tag. Und eben sagtest du, du wolltest jeden vernünftigen Wunsch erfüllen. Wo hier etwas Unvernünftiges vorliegt, weich ich nicht.“ — „Aber Kuno,“ sagte Herr von Berg, „es tut mir wirklich sehr



Kinderrätsel. Von Franz Stud. (Phot. Union, München.)



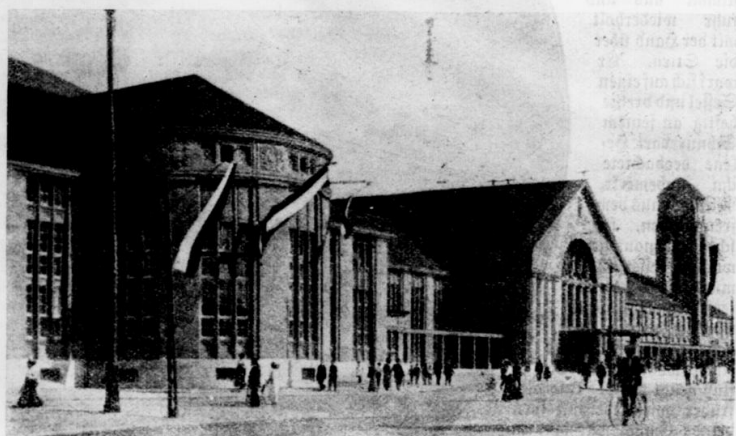
Viktor Stoeffler auf seinem Aviatik-Mercedes-Doppeldecker, bekannt durch seinen Flug von Mülhausen i. El. nach Warschau (über 1300 Kilometer).

lag. Und in der Regel handelte es sich bei solchen Szenen um Kleinigkeiten, die kaum wert waren, daß ein Wort darüber verloren wurde. Helene sehnte sich nach ihrer stillen, friedlichen Häuslichkeit zurück und nach den ernsten Augen ihres Mannes. Sie war sehr glücklich, als ihr Mann ihr in einem Briefe ans Herz legte, nicht einen Tag länger zu bleiben, als ursprünglich verabredet worden war. „Wie gut er ist!“ sagte sie vor sich hin, als sie den Brief gelesen hatte. Ihr Mann sprach aus, was sie ihm selbst hatte als Wunsch sagen wollen. Er riet ihr noch, Emmy für kurze Zeit in die Oberförsterei einzuladen, da Berg in den nächsten Tagen zum Manöver mußte. Als sie später diese Bitte aussprach, war Emmy sehr gern bereit, ihr nachzukommen. Auch Herr von Berg schien erfreut über die Aufforderung, obgleich er wenig dazu sagte.

Emmy war im Walde. Sie wohnte in der Giebelstube der Oberförsterei und hatte von ihrem Fenster aus einen Blick in den herrlichen Wald. Auf die an das Stadtleben gewöhnte junge Frau machte die ganze Umgebung einen eigentümlichen Eindruck. Aus der Urstufe war sie plötzlich in die Stille verlegt. Herzlich und freundlich hatten der Oberförster und Frau von Brandenstein sie begrüßt und die Hoffnung ausgesprochen, daß es ihr im stillen Walde gefallen möge. Sie hatte die Freude gelehrt, mit welcher der Oberförster seine Frau willkommen hieß, und Reid hatte sie gefast. O, sie hatte doch als Braut geglaubt, ihr Glück würde

Helenes Glück weit überstrahlen. Sie wollte das Verhältnis der beiden Gatten zueinander beobachten, da es ihr unerklärlich und unglaublich erschien, daß die beiden sich noch nie sollten gekannt haben, und daß der als über alle Maßen heftig verschriene Mann sich derartig sollte geändert haben, noch dazu in so kurzer Zeit. Gleich am ersten Tage besprach sie diesen Punkt mit Frau von Brandenstein. „Wir haben alle gedacht“, sagte sie, „Helene würde ein schweres Leben haben, und doch scheint das gar nicht der Fall zu sein. Woran liegt das?“

„Woran das liegt?“ entgegnete Frau von Brandenstein ernst, Emmys Hand ergreifend. „Meine Helene belästigt kein Vermögen, aber dennoch ist mir ihre Mitgift größer und kostbarer erschienen als die so manchen Mädchens. Sie hat immer nur für andere gelebt, hat an sich stets zuletzt gedacht, und sie hat ihrem Mann ein Gold in die Ehe gebracht, das eine bessere Gewähr für Glück bietet als große Kapitalien: das Gold des Schweigens. Sie kennt den Wert des Schriftwortes: „Durch Stillsitzen werdet ihr stark sein.“ Am rechten Ort reden, am rechten Ort schweigen, das ist die größte Kunst, die eine Frau ausüben kann, deren Segen sie stets spüren wird. Durch rechtes Schweigen wird jeder Mann überwunden. Es darf natürlich kein Schweigen des Grollens sein, sondern ein liebevolles Aufpassen und Hinnehmen der augenblicklichen Stimmung. Beobachtet Sie, Emmy, und dann urteilen Sie, ob ich recht habe.“ (Fortsetzung folgt.)



Der neue Badische Bahnhof in Basel, nach den Plänen des Architekten Prof. Moser in Karlsruhe erbaut, bedeckt eine Fläche von 285 Hektar, von denen 137 Hektar auf deutsches und 98 Hektar auf schweizerisches Gebiet fallen. Die Kosten belaufen sich auf 53 Millionen Mark; über 19 Millionen Mark kommen davon auf den Personenbahnhof, 9 Millionen auf den Güterbahnhof, ungefähr 20 Millionen auf den Vorbahnhof und gegen 4 1/2 Millionen auf die Zufahrtslinien. Die Länge aller Gleise beträgt etwa 1 1/2 Kilometer. Zu bauen waren 17 Eisenbahnbrücken über Wasserläufe und Bahnhöfe, 5 Straßenbrücken, 65 Unterführungen und Durchlässe unter dem Bahnhöfen, sowie Gepäck- und Bahnhöfe-tunnels. Die 5 Bahnhöfe-hallen und die 4 anliegenden Bahnhöfe-dächer des Personenbahnhofs haben ungefähr eine Länge von 1,8 Kilometern und überdecken 86 750 Quadratmeter.

leid, daß ich nicht mitgehen kann und gleich am ersten Abend, den Frau Oberförster bei uns zubringt, ausgehen muß, aber ich kann das leider nicht ändern, beim besten Willen nicht. In diesem Fall würde mir die Entschuldigung, ich wolle mit meiner Frau in das Konzert gehen, sehr übel genommen werden.“

„Wenn du nur wolltest, Runo, so könntest du es tun. Aber du willst eben nicht. Jetzt, seit ich deine Frau bin, ist dir alles langweilig, was du früher gern tatest, du...“

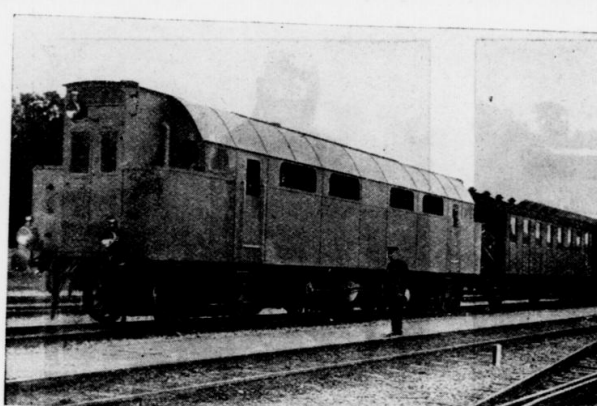
„Hölle und Teufel“, fuhr der Leutnant auf, „nun laß mich zu-frieden, Emmy! Im Dienst gibt es Ärger, aber im eigenen Hause ist es ja noch tausendmal schlimmer.“ Er sprang auf und wollte fort, wandte sich aber noch an Helene und sagte: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich mich so weit vergaß, aber ein einziger Tropfen kann eben ein volles Glas zum Überlaufen bringen. Ent-schuldigen Sie auch, daß ich durch mein Aussehen umgezogen er-scheinen muß. Ich kann die Sache aber wirklich nicht ändern.“

„Ich weiß sehr gut“, entgegnete Helene freundlich, „daß bei solchen Gelegenheiten keiner der Herren sich freimachen kann. Be-unruhigen Sie sich nicht über uns; wir werden uns die Zeit ganz gut vertreiben.“ Sie atmete auf, als Herr von Berg ge-angen war. Die ganze Szene hatte sie sehr peinlich berührt. Als Emmy nun auch noch in Klagen ausbrach über ihres Mannes Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit, sagte sie: „Dein Mann schien verstimmt, als er kam, Emmy. Es wäre vielleicht besser gewesen, ihn ganz sich selbst zu überlassen und still zu sein.“

„Wie käme ich dazu, stillzuschweigen, wenn mir etwas nicht recht ist?“

„Und was hast du dabei gewonnen?“ erwiderte Emmy den Arm um die Freundin schlingend. „Laß jetzt alles ruhen! Es ist so schön draußen; laß uns spazieren gehen!“

So hatte sich gleich am ersten Abend ein Stück häuslichen Lebens vor Helene abgewickelt, das ihr Herzweh verursachte. Auf diese Weise würden die Gatten weiter, immer weiter auseinanderkommen, und eine Kluft würde sich zwischen ihnen bilden, die vielleicht nie wieder zu überbrücken war. Was die ersten Stunden gelehrt hatten, lehrten die ersten Tage erst recht; Helene mußte der Freundin schuld geben an dem Schatten, der auf der jungen Ehe lag, aber Emmy war sich ihrer Schuld gar nicht be-wußt. Sie war zu Hause ein in so hohem Maß verwöhntes Kind gewesen, daß der Gedanke, sich nach anderen zu richten oder ein Wort des Unmuts zurückzuhalten, noch gar nicht in ihr rege geworden war. Sie übte keine der zarten Rücksichten, die bei einer Frau ihrem Mann gegenüber so natürlich sind. Sie ging ihm nie entgegen, wenn sie ihn kommen hörte; sie erwies ihm nicht die geringste Aufmerk-samkeit. Sie meinte, das sei Sache des Mannes, aber nicht der Frau. Und nie, wenn ihr Mann ver-stimmt war, nahm sie ein schnelles Wort von ihm still hin, sondern sie rief stets eine Szene hervor. Und das war es, was den Mann zu einer Heftigkeit reizte, die seinem ganzen Wesen eigentlich völlig fern



Eine Motorschlothe, die mit einem der auch in der Seefahrt be-währten Dieselmotoren versehen ist und mit gutem Erfolg Probefahrten machte.

Fräulein Sibylle Susanne eine sanfte Ruhe im Grab und eine tröstliche Auferstehung erwünschte.

Ich klappte mein Schreibbuch zu und näherte mich mit vorsichtigen, leisen Schritten der Trauerversammlung, welche noch das Grab umstand, um die Schlussworte der Rede des Geistlichen zu hören. Zu meiner freudigen Überraschung er-kannte ich am Klang der Stimme sogleich meinen Jugend-freund, Artur Romberg, der soeben die Hand über das offene Grab ausstreckte.

Aber seltsam, mehr noch als der wiedergefundene Jugend-freund, den ich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte, festete meine Aufmerksamkeit das mit frischen Schollen be-deckte Grab, vor welchem er stand, aber vielmehr der seltsame Schmuck dieses Grabes. Neben etlichen schlichten Moossträngen nämlich, die auf den Schollen lagen, war auf dieses Grab ein Christbaum gepflanzt, eine schlaffe, junge Tanne von tadel-losem Wuchs; an ihren Zweigen wiegen sich die Glaskugeln im Wind, und da und dort sah man noch die herabgebrannten Reste der bunten Wachskerzen. An der Spitze des Baumes glänzte ein Stern; wie bald mochte ihn der Wind entführen, der Regen ihn verwaschen! Wenn das Grab sich in der Reihe der Kindergräber befunden hätte, so wäre mir dieser Schmuck weniger eigentümlich vorgekommen; aber allem Anschein nach war ein erwachsenes Mitglied der Gemeinde hier zur Erde bestattet worden. Und doch, ich kann nicht sagen, daß mir dieser Christbaum auf dem Grab irgendwie kindlich vorge-kommen wäre; im Gegenteil, der Gedanke, einen geliebten Toten in dieser Weise zu ehren, hatte etwas so Rührendes und Ergreifendes für mich; meine Einbildungs-kraft malte sich die brechenden Augen des hier Bestatteten, in welchen sich noch der Schein der herabgebrannten Weihnachtskerzen geip-pelt hatte, so lebhaft aus, daß wenig gefehlt hätte, so hätte ich den vergeblich gesuchten Herrn Friedrich Christoph August von Zinnen-stein, das Fräulein Sibylle Susanne, ja sogar den wiedergefundene Jugendfreund in trümmerschem Sitzen vollständig vergessen.

Mein Freund nötigte mich, bei ihm zu wohnen; „denn“, sagte er, „so großstädtisch sind wir in unserem kleinen M. doch noch nicht, daß wir nicht für einen lieben Freund ein Gastzimmer hätten. Wir traten in das freund-liche Haus. Der Pfarrer erwiderte rasch in seinem Amtszimmer noch einige dringende Ge-schäfte. Nachher zündete man den Christbaum an, Artur setzte sich ans Klavier, und wir sangen fröhlich einige Weihnachtslieder. Dann wurde eine Zigarre angezündet, und wir saßen traulich, von alten und neuen Zeiten plan-dernd, in der Ecke des Gemaches. „Aber nun sag mir einmal, Erich“, fragte er, „wie kommt es gerade heute nach M.? Denn deine Hand-elsgeschäfte haben dich wohl schwerlich in unsere stille Stadt geführt. Und wie ist es zu erklären, daß du dich, bevor du mich auf-suchst, nach unserem alten Friedhof verirrst?“

Ich setzte ihm mit kurzen Worten und in gleichgültigem Ton den Wunsch meines Schwie-gervaters, den Zweck meiner Entdeckungsreise und die Fruchtlosigkeit meiner bisherigen

Forchtungen auseinander. Aber meinem Freund schien der edle Herr von Zinnenstein nicht nur ein alter Bekannter, son-dern auch eine höchst merkwürdige Persönlichkeit zu sein. „Wie“, rief er aus, „auch du, mein Sohn! Auch du suchst nach Friedrich Christoph August? Denn Christoph heißt er, nicht Christian; das habe ich vor acht Tagen urkundlich fest-gestellt; allerdings nur durch ein einziges Dokument, denn in allen andern ist der Name mit Ch. oder Chr. abgekürzt. Aber sag mir“, fuhr er mit fast atemloser Spannung fort, „war dieser Herr von Zinnenstein in zweiter Ehe mit Susanna Sibylla von Wolmersdorf vermählt?“

„Lieber Freund“, entgegnete ich kopfschüttelnd und die Asche von meiner Zigarre abstreifend, „das weiß ohne Zweifel mein Schwiegervater; mir ist es womöglich noch viel, viel gleichgültiger, ob der Edle Christoph oder Christian heißt. . . .“

„Merkwürdig, sehr merkwürdig!“ murmelte Artur, indem er meine Notiz überließ. „Wenigstens eine Spur, die zum Ziel führen könnte, wenigstens eine Spur.“

„Zu welchem Ziel?“ fragte ich.

„Lieber Freund, es ist eine lange und verwickelte Ge-schichte.“

„Eine lange und verwickelte Geschichte? Nun, dann ver-zeihe ich darauf, diese Geschichte zu hören. Es ist mir lieber, wenn du mir eine ganz kurze Frage beantwortest. Ist es bei euch in M. Sitte, daß man einen Christbaum auf ein Grab pflanzt?“ Der Pfarrer wurde ernst und nachdenklich. Er schwie-g, indem er dem blauen Rauch seiner Zigarre, der sich um die Lampe kränzelte, nachblinnte. Endlich sagte er: „So, das ist dir auch aufgefallen. Mich hat er so ergriffen, dieser Tannen-baum auf dem Grabe, daß es mich fast im freien Fluß meiner Rede gestört hätte. Nun gut, ich will dir erzählen, was dieser Christbaum auf dem Grabe zu bedeuten hat. Aber sonder-bar — der alte Herr von Zinnenstein hängt einigermaßen mit diesem Christbaum zusammen. Freilich nur einigermaßen. Indessen, kurz und auf, ich will dir sagen, was der Christbaum zu bedeuten hat, wenn du mir Gewißheit verschaffst, ob Herr von Zinnenstein in zweiter Ehe mit einer geborenen von Wolmersdorf vermählt war.“

„Seite abend noch?“ fragte ich lächelnd.

„Wenn irgend möglich, heute noch“, erwiderte Artur ernsthaft. Da stand ich rasch auf, nahm für eine Weile Abschied von dem freundlichen Pfarrhaus und eilte durch die Straßen der Stadt nach dem Bahnhof. Dort telegraphierte ich an meinen Schwiegervater: „Nicht Christian, sondern Christoph. War dieser Christoph in zweiter Ehe mit einer geborenen von Wol-mersdorf vermählt?“ (Fortsetzung folgt.)



Ausländische Mexikaner. (Archives du Troir, Paris.)

Der Christbaum auf dem Grab.

— Ende —

Der Christbaum auf dem Grab.

Erzählung von Paul Lang.

1. Wie ich ein altes Grab suchte und ein neues fand.

Es mag sieben oder acht Jahre her sein, ganz genau weiß ich's nimmer, aber dessen erinnere ich mich bestimmt, daß man den neunundzwanzigsten Dezember schrieb, da kam ich auf der Rückreise aus meiner Heimat nach dem Norden in die nicht gerade kleine und abgelegene mitteldeutsche Garntonsstadt W. Mein erster Gang in der mir fast völlig fremden Stadt, deren altersgraue Türme und spitze Häusergiebel ich bis dahin nur auf der Eisenbahn an mir hatte vorbeischießen sehen, galt dem auf einer prächtigen Anhöhe gelegenen Friedhof. Ich selbst hatte dort eigentlich nichts zu suchen; allein der Vater meiner Braut hatte den Wunsch ausgesprochen, ich möchte das Grab eines seiner Familienangehörigen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ausfinden und ihm die Inschrift abschreiben. Der Grabstein, so behauptete wenigstens mein Schwiegervater, der in seinem kaufmännischen Geschäft äußerlich tüchtig und nebenher ein eifriger Altertümeler war, müsse noch vorhanden und im wesentlichen noch wohl erhalten sein. Es galt aber, urkundlich festzustellen, ob der alte, in Gott ruhende Vetter Christian August Friedrich oder vielmehr Friedrich Christoph August geheissen habe. Mir war, offen gestanden, diese Streitfrage, um derentwillen mein Schwiegervater schon so manches Kirchenbuch in Bewegung gesetzt, schon so viele vergilbte Familienblätter durchstöbert, mehr als gleichgültig. Aber da ich dem Schwiegervater, welcher nun einmal den Stammbaum seines Geschlechtes auch in den entferntesten Seitenlinien urkundlich feststellen wollte, gern einen Gefallen tat, so beschloß ich, die Stadt nicht wieder zu verlassen, bis ich entweder ein festes Ergebnis gewonnen hätte oder wenigstens sagen könnte, daß auch der alte Friedhof hartnäckig jede Auskunft über Christian oder Christoph verweigere.

Ich machte mich daher, sobald ich mein Gepäck im Gasthof nahe bei der Bahn untergebracht und mir ein wohlgeheiztes Zimmer bestellt hatte, auf die Weite, um meine Forschungsreise anzutreten. Der Weg, den ich mir vom Wirt genau hatte beschreiben lassen, war leicht zu finden. Ich wand mich durch die engen und krummen Gassen der Altstadt hindurch und erreichte bald die gegen Westen führende Hauptstraße des neueren Stadtteils, auf deren leicht überhöhten Pflaster die schon ziemlich tiefstehende Sonne ihre von feinem Dunst gedämpften Strahlen warf. Auch dieser neuere Teil der Stadt war wenig belebt; mit eintönig hallenden Schritten ging die Schildwache an dem langgestreckten Kasernenbau auf und ab; ein Kind eilte da und dort über die Straße, die bunten Spielfachen im Arm, die ihm der heilige Christ beiseit hatte. Ich beobachtete die kleinen und die großen Leute, die nicht wie ich auf einer Forschungsreise mit zweifelhaftem Erfolg begriffen waren, ja ich hätte mir wenig daraus gemacht, eine Erinnerung aus den Jahren meines Soldatendienstes aufzufrischen und ein paar Stunden für die Schildwache unter Gewehr zu treten, wenn ich dadurch meines Ganges nach dem Friedhof entbunden worden wäre. Auf den Pflastersteinen hüpfte die munteren Gaubenlerchen hin und her; ich zog ein Stück Weißbrot aus der Tasche und streute die Broden den Vögeln, die sonst nur spärliche Nahrung fanden, auf den Weg; ich selbst wollte meinen Hunger und Durst erst stillen, wenn ich von der Entdeckung zurückgekehrt war. Ich ging an einer neu erbauten Kirche vorüber, deren leicht überhöhte Scheiben im Sonnenschein flimmerten; hinter der Kirche, in hübschen Gartenanlagen, stand ein freundliches, kleines Haus, welches das Pfarrhaus sein mochte, und nun fiel mir auf einmal ein, gehört zu haben, daß einer meiner Jugendfreunde, Arthur Romberg, in dieser Stadt als Geistlicher angestellt sei. Schon hatte ich die Klinke des eisernen Tors in der Hand, um mich nach dem Jugendfreund zu erkundigen. Aber wer bürgte mir dafür, daß Arthur gerade hier wohne? Und überdies, ich mußte die rasch schwindenden Tagesstunden benützen, wenn ich den Wunsch meines Schwiegervaters erfüllen wollte. Ich setzte meine Wanderung fort.

Die Stadt war zu Ende. Hinter einer Reihe prächtiger alter Kastanienbäume, deren entlaubte Äste und Zweige im Schmutz silberweißen Reifes prangten, tauchte das fürstliche Schloß auf. Es war ein weitläufiges Gebäude, der Bauart nach aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts; aber die fürstliche Familie pflegte hier nur ein paar Wochen im Sommer zu wohnen; jetzt stand das Schloß inmitten seiner Gärten und Baumgänge still und verlassen; die weißen Vorhänge, die hinter den hohen, breiten Fenstern allenthalben herabgelassen

waren, ließen das Gebäude noch unwohnlicher erscheinen, als es tatsächlich sein mochte; das Wasser in den eirunden, wohl ausgemauerten Becken, welche die Rasenfläche unterbrachen, war fest eingefroren, und die steinernen Figuren an den Springbrunnen schienen trübselig das winterliche Landschaftsbild zu betrachten.

Doch dort an einem Seitensügel des Schloßes, der gegen die Landstraße vortieß, ging es etwas lebhafter zu. Einige Männer trugen rauchgeschwärzte Balken aus dem Hof und legten sie zwischen den Bäumen auf den Schnee. Der Erdboden war hier ringsum zerstampft, die Spuren von Menschenfüßen und Pferdehufen, sowie tief eingeschnittene Rädergeleise waren in den Rasen gedrückt und mit trübem Eis ausgefroren. Dem Seitensügel des Schloßes fehlte der Dachstuhl, nur die Kamine ragten noch langhalsig in die Luft, und die Fensteröffnungen des unteren Stockwerkes waren grobenteils zerprüngt.

Ich fragte einen der Arbeiter, was hier vorgegangen sei. „Hier ist in der Christnacht Feuer ausgebrochen“, gab er zur Antwort, „und man darf von Glück sagen, ja, ja — man darf von Glück sagen —“

„Daß nicht das ganze Schloß in Flammen aufgegangen ist“, ergänzte ich, da der wenig bereidete Mann schwieg. „Das auch, und daß kein Menschenleben zugrunde gegangen ist“, fuhr der Arbeiter fort.

„Was, kein Menschenleben?“ fragte der andere, indem er sich zum Weggehen wandte, „sie ist ja doch gestorben und der Schreck hat sie getötet.“

„Wer ist doch gestorben?“ Die Frage lag mir auf der Zunge. Allein die beiden Männer mit ihren rauhen, ruhigen Händen hatten offenbar Eile, ihre Arbeit zu vollenden, und ich hatte auch keine Zeit zu verlieren.

Ich eilte weiter. Was ging mich das Schloß an und die, die dort vom Schreck getötet worden war; ich hatte ja lediglich nach dem Grabe des Herrn Friedrich Christoph August von Zinnenstein zu fragen.

Endlich hatte ich auf sanft ansteigender Straße den Friedhof erreicht. Das Tor stand offen, und mein gutes Glück wollte, daß ich bald des Gärtners habhaft wurde, welcher die Lebensbäume und die sonstigen Sträucher auf den Grabreihen in Ordnung hielt. Der Mann suchte anfangs die Mähe, als ich ihm mein Anliegen vortrug; ein gewichtiges Gesicht, das ich ihm in die Hand drückte, machte ihn geprüngt. Er wies mir die Stelle an der Mauer, wo die alten Grabsteine angelegt waren. „Aber“, setzte er bei, „es wäre besser, wenn ich der Herr morgen früh noch einmal hierherbeimühen wollte. Heute Abend finden Sie doch nichts mehr. Und dann, — es ist ungeschickt, daß gerade dort an der Mauer der Schnee besonders tief liegt. Morgen will ich Ihnen die Bahn säubern, daß Sie sich nicht unnötigerweise erkälten müssen. Heute kann ich Ihnen unmöglich suchen helfen. In einer starken Viertelstunde findet ein Leichenbegängnis statt; dabei habe ich Dienst. Für jetzt lassen Sie die Sache besser ruhen, in einer Stunde ist es Nacht.“ Ich ließ mich nicht entmutigen, sondern stampfte durch den Schnee und begann meine Nachforschungen. Die Grabchriften waren über die Wägen weitläufig und nicht eben leicht zu entziffern. Ich war froh, daß zwischenhinein auch solche Grabsteine kamen, die gar keine Inschrift trugen, sondern, wie es schien, von Regen und tauendem Schnee ganz abgeschliffen waren. Wie viele Buchstaben fragte ich mit meinem Taschenmesser aus, aber von einem Herrn von Zinnenstein gab keines der Denkmäler Kunde. Das Leichenbegängnis, von welchem der Gärtner gesprochen hatte, nahm seinen Anfang; der scharfe Ostwind trug mir, der ich hinter den immergrünen Sträuchern versteckt mit meinem Run und Treiben die Andacht der Trauerverammlung nicht stören konnte, ab und zu etliche abgerissene Worte von der Grabrede des Geistlichen herüber.

Endlich stellte ich meine Nachforschungen ein, ohne irgend ein Ergebnis erzielt zu haben. Meine Finger waren starr vor Frost, meine Augen waren müd, mein Rücken schmerzte, da ich das meiste in gebückter Stellung hatte sein müssen. Und das alles um nichts! Doch mein; eine einzige Spur wenigstens hatte ich gefunden. Eines der Denkmäler nannte den Namen eines Fräuleins Sibylle Susanne von Zinnenstein. Ich wußte nicht, ob mein Stammbaumvorfahr Schwiegervater dieses Familienglied schon in seine Verzeichnisse aufgenommen hatte; mit steifen Fingern und mit dem letzten Rest meiner guten Laune zeichnete ich das einfache Wappen derer von Zinnenstein in mein Notizbuch und schrieb nicht ohne Mühe die Inschrift mit dem frommen, schlichten Vers ab, welcher dem

Hausfrauenblätter.

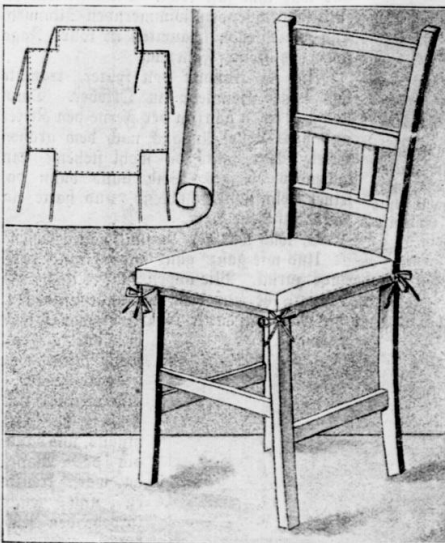
Die Uhr, sie zeigt die Stunde, Doch, was kein Aug' erschaute,
Die Sonne teilt den Tag; Nicht unsres Herzens Schlag.

Gesundheitspflege.

Die Heilkraft des Sellerie. Die belebende Wirkung des Sellerie ist längst bekannt, wird aber noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt. Ein Hygieniker, der sich durch eingehende Versuche über Weizen und Heilwirkung des viel verwendeten Salat- und Suppenkrautes vergewisserte, schreibt: Ich habe eine ganze Anzahl von Personen beobachtet, denen die Nerven arg zu schaffen machten, daß sie zu einem jammervollen Dasein verurteilt waren, und die dank dem Genuß von Sellerielalat in verhältnismäßig kurzer Zeit von dem qualenden Leiden befreit wurden. Andere Personen, deren hochgradige Nervosität beim geringsten Anlaß schwere Erregungszustände auslöste, wurden durch den täglichen Genuß von Sellerie in Salatform wieder hergestellt. Meiner Meinung nach empfiehlt sich für alle, deren Arbeit die Nervenkraft in Anspruch nimmt, der Genuß von Sellerie. Neben der einfachen Zubereitungsweise hat das Mittel auch noch den Vorteil der Billigkeit und vor allem der Natürlichkeit an sich. In Ermangelung von Sellerie hat Knollenklee dieselbe Wirkung.

Fürs Haus.

Praktischer Stuhlbezug. (Mit Abb.) Wer bei seiner Arbeit viel sitzen muß, wird aus Erfahrung wissen, wie schnell sich dabei



die Ecken ausgeschnitten, Bänder angenäht und der Belag dann an den Stuhl festgebunden. Man kann derartige Bezüge auch für Polsterstühle zur Schonung der Sitzpolster nähen, dann aber natürlich aus dünnerem, am besten waldbarem Stoff.

Das Abbrühen der Korke nimmt man am besten in der Weise vor, daß man die Korke in ein dünnes Säckchen oder, noch besser, in ein Netz aus Bindfaden legt. Da sich die Korke im Wasser stets an die Oberfläche heben, ist es ratsam, sie irgendwie zu beschweren. Man gießt kochendes Wasser darüber oder läßt sie sogar in kochendem Wasser einmal mit aufwallen. Durch das Abbrühen verlieren die Korke nicht nur jeden Geschmack, was von allergrößter Wichtigkeit ist, sie erlangen auch einen hohen Grad von Geschmeidigkeit und sind infolgedessen, natürlich nur unmittelbar nach diesem Verfahren, bequem und leicht zu verwenden.

Tierpflege.

Frischer Knoblauch und Zwiebel, fein gewiegt, sind ein vorzügliches Mittel, um die Verdaulichkeit des Geflügels anzuregen und den Kröpfkrankheiten vorzubeugen.

Der Laubstich im Winter. Wenn man es nicht vorzieht, den Laubstich in einem kühlen Zimmer bei etwa 1 bis 5° C. zu überwintern, wo er im Winter Schlaf die unangenehme Jahreszeit überdauert, muß man ihn auch regelmäßig füttern. Zu diesem Zweck gewöhne man ihn schon im Herbst an gelegentlich gereinigtes rohes

Fleisch; auch rote Würmlarven, die jederzeit erhältlich sind, werden vor einem zugepflügten Volge abgenommen. Da diese Kost aber sehr ergiebig ist (im Verhältnis zu den sonst gereichten Mägen), so füttere man nur kleine Gaben und nur von Zeit zu Zeit.

Für die Küche.

Alle Ragouts sollen nach ihrer Zubereitung noch 1—2 Stunden ruhig auf der heißen Herdplatte zugebedt stehen bleiben. Sie gewinnen dadurch ganz außerordentlich an Wohlgeschmack.

Feine Kartoffelsuppe. Die gut gewaschenen, geschälten Kartoffeln werden mit einer kleinen geschälten, zerschnittenen Mohrrübe und 2 gepulverten, zerschnittenen Petersilienwurzeln in Salzwasser gut weichgekocht, worauf man alles durch ein Sieb rührt. Die durchgerührte Suppe wird nun mit einem Stück guter Butter wieder aufgekocht, wenn sie zu dick ist, mit etwas Wasser verdünnt. Inzwischen schlägt man ein paar Eier mit etwas Milch (man rechnet auf 3 Personen 1 Ei und 1 Eigelb) mit der Schneerute in der Suppenterrine recht schaumig, gießt die aufgekochte Suppe unter fleißigem Schlagen langsam dazu, schmeckt ab und gibt zu der sofort aufzutragenden Suppe in Butter geröstete Semmelwürfel.

Ipke Fretksen.

Ein Bild von der Hallig. Von Estrade Rotermund-Schönhausen.

Ein gelber Schein lag weit draußen auf der Nordsee. Aus dem Vollenfuhl, der dort seine Trichter drehte, stieg er auf das dunkle Wasser herab und sog es an sich. Dabei heulte der Sturm und die Brandung brüllte und immer lauter wurde das Donnern und Krachen. Die Luft tobte von unsichtbaren Gewalten, die mit Orgelstimmen wild einherfuhren und die Wellen in mächtigen Anprall an die Halligkante warfen, daß der Gischt senkrecht in die Höhe schoß. Dann peitschte der Nordwind die Wellenbälle auseinander und eine Weile wurde ein Stück blauen Himmels sichtbar. Der Wind, der mit gierigen Atemstößen aus der See kam, schlich merklich müde um die niederen, riedbedeckten Häuser, bis er stöhnend zwischen ihnen zu Boden sank. Es war nicht Tag noch Nacht.

Eine seltsame Dämmerung, in der feiner Nebeldampf wie Angstschaue von den Dachrinnen flirrte, lagerte über der kleinen Hallig. Mit angstvoll gellendem Schrei flogen Wildenten und Rottgänge durch den Nebel fernwärts, klagend scholl der Ruf der Kiebiße dazwischen, und immer lauter wurde das jammrige Kreischen der Silbermöwen. Allmählich wurde es stiller. Die Nacht senkte sich auf Oland.

In Ipke Fretkens Küche brannte das Feuer auf dem offenen Herde. Die Funken knisterten und ängsteten unter dem Dreifuß, der über den Kohlen stand, und übelriechender, beßender Qualm strich träge um den rauchgeschwärzten Kessel. Ipke Fretksen nahm einen Span, ging an die Feuerstelle, machte ihn glühend und zündete damit seine Pfeife an. Beim träben Schein der Schiffslaterne, die von der Decke spärliches Licht verbreitete, sah sein altes, durchfurchtes Gesicht so müde aus. Die sonst so wackeren Augen schienen plötzlich weß, und wenn er den zahllosen Unterleier vorschoß, dann verzerrte sich krampfartig das ganze alte Geisensantlitz dabei.

Schon seit geraumer Zeit saß er in sich zusammengefunken auf einem niedrigen, strohgeflochtenen Stuhl vor dem Herdfeuer. Ab und zu sog er an seiner Pfeife, dann hüllte ihn der weiße Rauch wirbelnd ein.

Totenstill war's in der Küche, man hörte nur das leise Knistern des Feuers. Ipke Fretksen faltete die braunen, fleischlosen Hände. Sein Kopf mit den langen, dünnen weißen Haaren fiel wie bei einem Schlafenden tief auf die Brust. Dennoch schloß er die Augen nicht, vielmehr trat ein harter Glanz hinein, als er so starr in die züngelnden Flammen blickte. Der scharfe, beßende Qualm der Feuerstelle trieb ihm Wasser in die rotgeränderten, wimperlosen alten Augen. Er wuschte mit dem Handrücken herüber, da wurde der Schmerz noch brennender. Schwerfällig erhob er sich, langte mit zitterndem Arm die Laterne von dem Balken und schiedte sich an, in den Beisel zu gehen.

Als er das Licht in der Hand hatte, blies der Wind mit heulendem Trompetenstoß in den Schornstein. Die Funken stoben, der Rauch wirbelte durch die Küche, und die Laterne, die nur zwei heile Glascheiben hatte, erlosch. Im Dunkeln tappte der Alte aus dem Raum und suchte, auf der Diele tastend, nach der Klinke der Beisel.

Kinstler war's drinnen. Mit vorgestreckten Händen, dabei in die Bege stehenden Stühle suchte beiseiteziehend, fühlte er sich nach dem Wandbett hin. Rattenvorhänge hingen schon seit vielen

*) Wohnraum, meistens das beste Zimmer im Treisfischen, ein Wandbett enthaltend.

